

Leicht überarbeiteter Auszug aus dem Aufsatz von Gerlind Lachenicht: Getauft und deportiert. Erschienen im Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 66 (2007), S.188 - 232.

Die Rettung der „Halbjüdin“ Ruth Schwersenz¹

Als Juden im September 1941 den Gelben Stern tragen mussten, waren auch die elfjährige Ruth Schwersenz und ihr jüdischer Vater davon betroffen. Die arische, zuvor konfessionslose Mutter war anlässlich der Hochzeit zusammen mit ihrem jüdischen Mann in die Jüdische Reformgemeinde in Berlin Mitte eingetreten. Die Eltern erzogen ihre Tochter im Geist des liberalen Judentums. Nach den Bestimmungen der Nürnberger Rassegesetze war Ruth „Geltungsjüdin“.

Deswegen war sie 1938 nach der Pogromnacht wie alle jüdischen SchülerInnen der öffentlichen Schule verwiesen worden. Sie musste auf die Joseph-Lehmann-Schule wechseln, eine private Volksschule der Jüdischen Reformgemeinde in der Joachimsthaler Straße 13.² Im Januar 1939 wurde ihrer Geburtsurkunde der Zwangsname Sara beigefügt. Ihre Lebensmittelkarten trugen ein „J“. Obst oder Weißbrot, das sie bei einer ernsthaften Erkrankung benötigte, waren damit nicht zu bekommen.

Die Eltern versuchten, ihre Tochter von einer „Geltungsjüdin“ in den Status eines „Mischlings 1. Grades“ zu bringen. Sie dachten, dass eine kleine Chance bestünde, wenn sie getauft würde, obwohl die Taufe ja vor den Nürnberger Gesetzen hätte erfolgen müssen, um eventuell eine Änderung des „Rassestatus“ zu bewirken. Sie baten Pfarrer Rackwitz in der Neuköllner Philipp-Melanchthon-Gemeinde, in deren Gemeindegebiet sie wohnten, darum, Frau Schwersenz und ihre Tochter Ruth zu taufen. Gerade für ihn war das riskant, denn als Mitglied der Bekennenden Kirche angegriffen in der Gemeinde und als Religiöser Sozialist bespitzelt von der Gestapo war er schon wiederholt in Kurzhaft geraten.³ Auch hatte man ihm auf dem Bürgersteig vor seiner Eingangstür mit schwarzer Farbe in zwei Meter hohen Teerbuchstaben die Worte geschrieben: JUDENKNECHT RACKWITZ.⁴ Dennoch taufte er Ruth am 14. September 1941 nach einem Gottesdienst und kurze Zeit später auch ihre (arische) Mutter.

Umgehend reichte der Vater am Tag von Ruths Taufe ein Gesuch ein beim Polizeipräsidenten, Abt. II, Magazinstraße 6/7. Es wurde binnen Wochenfrist abschlägig entschieden: „Bei der Prüfung der Rassezugehörigkeit Ihrer Tochter hat Ihre Ehefrau in dem Fragebogen am 8.12.1938 die Konfession ‚mosaisch‘ angegeben. Die Tochter gilt als Jüdin. Da die von Ihnen aufgeführten Gründe die Bewilligung einer Ausnahme von den gesetzlichen Bestimmungen nicht rechtfertigen, ist das Gesuch als abgelehnt zu betrachten.“

Ein erneutes Gesuch führte zu Vorladungen, datiert vom 5. November und 5. Dezember 1941, zu der „Schulzeugnisse, aus denen die Teilnahme am evangelischen Religionsunterricht ersichtlich ist“ sowie die Tochter Ruth mitzubringen waren. „Hatte das Glück auszusehen wie ein treudeutsches Mädchen: blaue Augen, blond, schlank und groß. Hatte nach den damals herrschenden Clichés nichts ‚Jüdisches‘ an mir.“ beschrieb Ruth Recknagel ihr Aussehen. Am 18.12.1941 erhielt sie vom Polizeibeamten Jordan, der mit der Familie bekannt war, die polizeiliche Meldebescheinigung mit der Anerkennung als Mischling 1. Grades. Nach erneuten Gesuchen wurde der Zwangsname Sara aus ihrer Geburtsurkunde gestrichen.

Als „Mischling 1. Grades“ musste sie keinen Gelben Stern mehr tragen. Auch ihr Vater konnte ihn ablegen, denn da er mit einer „Arierin“ verheiratet war und die Tochter nun nicht mehr jüdisch erzogen wurde, lebte er in einer „privilegierten Mischehe“.⁵ Ruth konnte wieder eine öffentliche Schule besuchen. Es war die Luise Henriette-Schule in Berlin-Tempelhof. Der Direktor dort nahm sie an,

¹ Die Autorin führte mit Frau Ruth Recknagel, geborene Schwersenz, 2005 ausführliche Gespräche, die sie in einem unveröffentlichten Manuskript dokumentierte. Darauf basieren die folgenden Ausführungen. Die zitierten Zeit-Dokumente liegen der Autorin in Kopie vor.

² Heute ist dort eine jüdische Buchhandlung und ein Bagel-Laden. In der ehemaligen Turnhalle auf dem Hinterhof befindet sich eine Synagoge der orthodoxen jüdischen Gemeinde.

³ Sandvoß, Hans-Rainer: Widerstand in Neukölln, a.a.O., S. 196.

⁴ So berichtete es Pfarrer Rackwitz in einem Interview Hans- Rainer Sandvoß .Dafür gab er die Zeit nach 1941 an. s. Sandvoß, Hans-Rainer: Widerstand in Neukölln, Band 4 der Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin 1933-1945, S. 215, Berlin 1990. Dagegen meint seine Tochter in ihren Erinnerungen, das sei 1937 gewesen. Siehe Radatz, Ilse, geb. Rackwitz: Kindheits- und Jugenderinnerungen einer Neuköllner Pfarrerstochter. In: Immer wieder Fremde. Kirchengeschichte zwischen Herrschaftstreue, Glaubensanspruch und Menschlichkeit. Hrsgg. im Auftrag des Evangelischen Kirchenkreises Neukölln. Berlin 1994, S. 264.

⁵ s dazu Meyer, Beate, a.a.O., insbesondere S. 30.

verpflichtet war er dazu nicht. Sie bekam einen katholischen Klassenlehrer, der nicht besonders regimetreu war. Gemeinsam mit ihrer Klasse nahm sie ab August 1943 an der Kinderlandverschickung teil, die wegen der zunehmenden Bombardierungen Berlins angeordnet wurde und lebte über ein halbes Jahr im Warthegau / Polen. Zurückgekehrt wurde sie am 9. April 1944 von Pfarrer Rackwitz in der Philipp Melanchthon Gemeinde konfirmiert - mitten im Bombenhagel.

Kinder jüdischer Herkunft durften, auch wenn sie als „Mischling 1. Grades“ anerkannt waren, keine weiterführenden Schulen besuchen. Mit 14 Jahren, dem Ende der Schulpflicht, war der Unterricht für sie vorbei, ab dem 15. Lebensjahr galt die Arbeitspflicht. Doch sie hatte Glück: eine Angestellte in der Vermittlungsstelle des Arbeitsamtes stellte sie vom Pflichtjahr zurück und wies ihr eine Lehrstelle als Industriekaufmann in der Verwaltung bei der Gräflichen Lippe'schen Steinbruchverwaltung zu, wo sie bis Kriegsende lernte.

Die Anerkennung als Mischling 1. Grades war der NSDAP suspekt. Am 18. August 1944 erhielt die Mutter von der NSDAP, Gau-Personalamt, Hauptstelle Sippenforschung eine Vorladung: „Da Ihre Tochter Ruth Mischling 1. Grades ist, werden Sie ersucht, bis zum 28. d. Monats mit deren gesamten Abstammungsunterlagen und beiliegender Ahnentafel, die bis zu den Großeltern auszufüllen ist, vorzusprechen.“ Wie die Beurteilung dort ausfiel, ist nicht bekannt. Günstig kann sie nicht gewesen sein, denn am 15. Februar 1945 – Berlin lag bereits in Schutt und Asche – schrieb der Direktor des Reichssippenamtes an den Vater: „Ich habe die Abstammung Ihrer Tochter Ruth ... zu überprüfen.“ Es folgte eine lange Liste der einzureichenden Unterlagen. Profil und Ohren wurden begutachtet nach Kriterien des Rassenwahns. Ein Ergebnis wurde vor Kriegsende nicht mehr mitgeteilt.⁶

Parallel zu der relativen Verbesserung ihrer eigenen Situation durch ihren neuen Status als Mischling 1. Grades musste sie erleben, wie nächste Familienangehörige deportiert wurden: im April 1942 verhaftete man ihren durch Krankheit geschwächten Onkel Fritz Schwersenz von der Straße weg, weil er keinen Gelben Stern trug. Der 38-jährige wurde zunächst ins Warschauer Ghetto deportiert. Die Botschaften und Hilferufe, die er aus dem Ghetto schmetterte, bestätigten die schlimmsten Befürchtungen seiner Angehörigen. Am 14.5.1942 schrieb er: „Ich wohne in einer Massenbehausung. Das Essen ist sehr schlecht. Jeden Tag nur Sauerkrautsuppe. Brot jeden Tag 250 gr.“ Er hatte fast nichts anzuziehen und bat darum, ihm seine alten Anziehsachen, Lebensmittel und monatlich 20 Mark zu schicken. „Alles kann ich hier gebrauchen“. Pakete und Geld schicken durfte nur seine Schwägerin Lucie als Arierin, wie er seinem Bruder neben anderen genauen Instruktionen einschärfte. Nur 4 Tage später, am 18.5. schrieb er erneut. Seine größte Sorge galt den Eltern. Wieder äußerte er den dringenden Wunsch, dass ihm alles, was er besaß, geschickt werde. „Um einigermaßen leben zu können, braucht man am Tag 20 Zloty und 5 Zloty verdient man nur. Daher ist jeder gezwungen, seine Sachen zu verkaufen. Da ich aber nichts habe, so will ich eben meine gesamten Sachen nach hier haben, um davon leben zu können ... Nur durch den Verkauf der Dinge kann ich mich halten. Es sterben von uns sehr viele.“ Dann blieben die Lebenszeichen aus. Fritz Schwersenz starb im Vernichtungslager Trawniki. Wann er dorthin transportiert wurde und umkam, ist nicht bekannt.

Am 31. August 1942 folgte die Deportation von Ruths Großeltern Julius und Minna Schwersenz aus der Reichenberger Str. 133 nach Theresienstadt. Bei dieser letzten Adresse handelte es sich um eine „Judenwohnung“, in die die Großeltern nach Vertreibung aus ihrer alten Wohnung ziehen mussten. Sie wohnten dort gemeinsam mit ihrem Sohn Fritz bis zu dessen Deportation in einem Zimmer. Die Großeltern waren damals 70 und 66 Jahre alt.

Die Großmutter schrieb aus Theresienstadt, dass der Großvater dort am 17. Februar 1943 verstorben sei. Sie selbst wurde am 14. Mai 1944 nach Auschwitz transportiert und kam dort um. Die letzte Postkarte, die sie noch aus Theresienstadt schrieb, trug das Datum vom 8. Mai 1944.

Und dann wurde auch noch der Vater „abgeholt“: Am Samstag, den 27. Februar 1943 wurde er im Rahmen der „Fabrikaktion“, durch die Berlin „judenfrei“ gemacht werden sollte, vom Arbeitsplatz weg in die Rosenstraße gebracht. Dort inhaftierte man ihn im Haus des ehemaligen jüdischen Wohlfahrtsamts zusammen mit ca. 2000 andern jüdischen Menschen aus „Mischehen“.⁷

⁶ Der im Bundesarchiv in Berlin lagernde Bestand des Reichssippenamtes enthält keine Akten mit den Ergebnissen der Untersuchungen an ihr.

⁷ Gruner, Wolfgang: Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrikaktion und die Verfolgung der „Mischehen“ 1943, Frankfurt am Main 2005, S. 107.



von lks nach r, vorne: Großvater Julius, Großmutter Minna, Ruth, Mutter Lucie, Vater Alfred; hinten: Onkel Fritz, Tante Elisabeth ⁸

Die Gestapo erschien parallel auch bei ihnen zuhause, was Ruth in Panik versetzte. Als der Vater nicht mehr nach Hause kam, wussten ihre Mutter und sie zunächst nicht, wo sie ihn suchen sollten. Der Neuköllner Dr. Samuel, der mit einer arischen Katholikin in „Mischehe“ lebte, war als Arzt in der Rosenstraße eingesetzt. Er rief heimlich die nichtjüdischen Großeltern von Ruth an und gab ihnen Bescheid. Die Familien kannten sich über die Kinder, denn Dr. Samuel hatte einen Sohn, mit dem Ruth zusammen zur Schule fuhr. Frau Schwersenz machte sich nach dieser Nachricht mit Ruth spontan auf den Weg in die Rosenstraße. So reagierten viele Angehörige der Inhaftierten, die über den „jüdischen Mundfunk“ den Ort erfahren hatten.⁹

Die Rosenstraße in Berlin Mitte nahe Alexanderplatz war damals – anders als heute – eine belebte Gegend mit Straßenbahnverkehr. Die Angehörigen, vorwiegend Frauen, versammelten sich zu Hunderten vor dem Haus der Inhaftierten.¹⁰ Sie standen einfach nur tagelang da in der bitteren Kälte und versuchten, ihren Angehörigen Lebensmittel zukommen zu lassen. Nach Tagen der Angst und des Ausharrens kamen alle Inhaftierten wieder frei, was Ruth Recknagel als das größte Wunder

⁸ Privatbesitz Ruth Recknagel, geb. Schwersenz. Die jüdische Tante Elisabeth überlebte in der Emigration in Japan.

⁹ So auch Menschen im Kreis um Vikarin Stutkowski in Neukölln. Hanns Peter Herz berichtet über einen Bibelkreis der Bekennenden Kirche in Neukölln für rassistisch verfolgte evangelische Christen unter der Vikarin. Sein Vater gehörte dazu. 11 der insgesamt 20 Angehörigen des Bibelkreises waren von den Verhaftungen anlässlich der „Fabrikaktion“ Ende Februar 1943 betroffen. „Zusammen mit den arischen Ehepartnern und den Kindern organisierte Vikarin Stutkowski Demonstrationen vor dem Gebäude der Rosenstraße und half durch aktive Unterstützung auch mit Geld und Lebensmitteln den betroffenen Familien über die schwere Zeit hinweg.“ s. Hanns Peter Herz: Aus dem Leben eines getauften Juden in Neukölln. In: Immer wieder Fremde. Kirchengeschichte zwischen Herrschaftstreue, Glaubensanspruch und Menschlichkeit. Hrsgg. im Auftrag des Evangelischen Kirchenkreises Neukölln. Berlin 1994, S. 273 Von diesem Kreis und seinen Aktivitäten wusste Ruth Recknagel nichts.

¹⁰ Über die einwöchige Aktion in der Rosenstraße zur Freilassung der Inhaftierten siehe vor allem: Jochheim, Gernot: Frauenprotest in der Rosenstraße. Gebt uns unsere Männer wieder. Berlin, 1993/2002; Stoltzfus, Nathan: Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstraße-1943. München 1996/2002 und Gruner, Wolfgang: Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrikaktion und die Verfolgung der „Mischehen“ 1943, Frankfurt am Main 2005. Jahrzehntlang nahm die Öffentlichkeit diese erstaunlichen Ereignisse in der Rosenstraße nicht wahr. Erst der Film „Rosenstraße“ von Margarete von Trotta hat daran in jüngster Zeit etwas geändert.

überhaupt bezeichnet und auch als Zwölfjährige damals so empfunden hat. Es wurden sogar 25 Männer zurückgeholt, die bereits nach Auschwitz deportiert worden waren. Sie wertet die tagelangen Versammlungen der Frauen als Widerstand, wenn auch nicht als organisierten politischen. Es sei ein spontaner mutiger Akt gewesen, der zur Freilassung geführt habe.

Ihre eigene Rettung sieht sie in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrer Taufe. „Die Taufe rettete mir 1941 das Leben“ war der Titel einer Veranstaltung im Berliner Dom im Februar 2006, wo sie ausführlich darüber sprach.

Sicherlich spielte die Taufe eine wichtige Rolle bei der Veränderung ihres „Rassestatus“ und damit auch in gewisser Weise für ihr Überleben. Viel Glück und vor allem die Tatsache, dass ihre arische Mutter am Leben blieb, gehörten aber sicherlich auch noch dazu.